

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

17.4.1932 (No. 16)

Die Pyramide Woehenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 10



17. April 1932

Karl Widmer / Geschichten aus dem alten Karlsruhe

Die Herrin des Schwedenpalais.

Eines der schönsten Alt-Karlsruher Häuser ist das Schwedenpalais gegenüber der Kunsthalle. Es ist 1767 für den markgräfllich-badischen Geheimen Hofrat Preuschen erbaut worden und trägt an seiner Fassade die charakteristischen Zeichen des Karlsruher Jops- oder Louis-Seize-Stils, dessen bedeutendster Vertreter Wilhelm Jeremias Müller, der Erbauer der „Kleinen Kirche“ ist.¹⁾ Das Haus ist aber nicht nur als Baudenkmal interessant, sondern auch wegen der Erinnerungen, die seinen Namen mit der berühmtesten seiner Bewohnerinnen, der Schwedenkönigin Friederike verknüpfen.

Königin Friederike von Schweden war eine Schwester Großherzog Karls, also eine Enkelin Karl Friedrichs. Sie war die vierte der sechs Töchter, welche die Markgräfin Amalie ihrem Gatten, dem Erbprinzen Karl Ludwig, geboren hatte. Durch ihre ehrgeizige Mutter wurde sie schon in früher Jugend zum Gegenstand politischer Heiratspläne bestimmt. Im Jahr 1792 wurde sie als elfjähriges Kind mit ihrer zwei Jahre älteren Schwester Luise (der späteren Barin Elisabeth) nach Petersburg geschickt, wo Katharina II. für ihre beiden Enkel unter den deutschen Fürstentöchtern eine Art Brautwahl hielt. Luise war für den künftigen Thronfolger, den Großfürsten Alexander, Friederike für dessen jüngeren Bruder, den Großfürsten Konstantin, bestimmt. Ueber den Eindruck, den die badischen Prinzessinnen am russischen Kaiserhof machten, haben wir das Zeugnis eines unbefangenen Beobachters. Der französische Major Mason schreibt in seinen „Geheimen Memoiren über Rußland“ (eine deutsche Uebersetzung von Kirchheim erschien 1917 bei Albert Langen): „Neben elf deutschen Prinzessinnen, die Katharina II. hatte kommen lassen, um ihre Ehre oder Enkel zu verheiraten, erschienen noch zwei badische Prinzessinnen... unter den auf diese Weise nach Rußland geschleppten Opfern waren die beiden jungen Prinzessinnen von Baden-Durlach die anziehendsten und reizendsten.“

In der Tat muß Friederike als Mädchen, wie später als Frau, eine überaus anmutige Erscheinung gewesen sein. Was am meisten an ihr auffiel, war die Schönheit ihrer Augen. Groß und tiefblau unter dunkeln Brauen gaben sie dem zarten, von kastanienbraunen Locken umrahmten Gesicht einen sanften, zugleich ernsten und freundlichen Zug, der später unter dem Eindruck des Unglücks einen Anflug von Schwermut bekam. Ihrem Aeußern entsprach auch ihr sanftes und liebenswürdiges Wesen. Trotz einer angeborenen Schüchternheit im Auftreten — einem Erbstück fast aller Nachkommen Karl Friedrichs — fehlte es ihr dabei aber auch nicht an Charakter und Willensstärke mit einem leichten Hang zu Stolz und Eigensinn, wie er sich häufig auch hinter der Sanftmut schüchternen Naturen verbirgt.

Welt ungünstiger war der Eindruck, den der als Bräutigam bestimmte Prinz Konstantin auf Friederike machte. Während sich ihre Schwester von dem einschmeichelnden Wesen Alexanders rasch bezaubern ließ, wurde Friederike von dem rohen Benehmen Konstantins gleich abgestoßen. Sie verweilte zwar noch ein Jahr am

Hof Katharinas, die sich auch der Vollenbung ihrer gesellschaftlichen Erziehung und der Ausbildung ihres musikalischen Talents annahm. Dann aber zog sie das Heimweh wieder ins Elternhaus zurück. Ihre Schwester dagegen blieb, wie bekannt, in Rußland. Sie trat zur russisch-katholischen Kirche über und schloß, auf den Namen Elisabeth umgetauft, jenen Ehebund mit Alexander I., der ihr bei allem äußeren Glanz später so viel Leid und Enttäuschung bringen sollte.

*

Dem Ehrgeiz der Erbprinzessin Amalie, der durch die Heirat Elisabeths in so vollem Maße befriedigt worden war, sollte es aber beschieden sein, daß auch ihre Tochter Friederike auf einen europäischen Thron gelangte. Im Jahr 1797 hielt der junge Schwedenkönig Gustav IV. (Adolf) um die Hand der damals Sechzehnjährigen an. Am 30. Oktober fand in Stockholm die feierliche Hochzeit statt. Die engen verwandtschaftlichen Bande, die damit zwischen dem badischen und dem schwedischen Hof geknüpft wurden, sind in der Zukunft immer wieder erneuert worden und bestehen bis heute fort. Friederike sollte diese Verbindung allerdings kein dauerndes Glück bringen.

Ihre Ehe mit Gustav scheint anfangs glücklich gewesen zu sein. Friederike liebte ihren Gatten, der durch seine männliche Erscheinung und einen ritterlichen Zug in seinem Wesen überhaupt den Frauen gefiel. Die Schönheit seiner jungen Gemahlin scheint auch auf Gustav einen Eindruck nicht verfehlt zu haben. Er war ein Mann von starken sinnlichen Bedürfnissen, dabei aber ein frommer Christ mit strengen moralischen Grundsätzen, und während der zwölf Jahre ihrer Ehe ein gewissenhafter und treuer Gatte. Den Höhepunkt erreichte ihr Glück, als ihnen 1799 ein Sohn, der Kronprinz Gustav Wasa, geboren wurde. Ihm folgten noch drei Schwestern, von denen die älteste, die spätere Großherzogin Sophie von Baden 1801 zur Welt kam.

Freilich hatte Friederike in ihrer Ehe auch mancherlei zu dulden. Bei all seinen sonstigen Tugenden war König Gustav doch nicht der Mann, der einer Frau das Leben an seiner Seite allzu leicht machte. Er war ein Tyrann aus Beschränktheit, von einem überspannten Gefühl seiner königlichen Würde erfüllt, eingebildet, rechthaberisch und voll Eigenheiten und Schrullen. Um seinem bewunderten Vorfahr Karl XII., von dem er den Starrsinn und die kriegerischen Neigungen, aber nicht das Genie, geerbt hatte, ähnlich zu sein, gab er sich ein steifes militärisches Wesen. Er ging stets in der Uniform mit Kletterstiefeln und Stulpenhandschuhen und nahm es, je mehr ihm die großen Eigenschaften eines Feldherrn fehlten, bei sich und andern desto genauer mit den Kleinigkeiten des ParadeDienstes und der militärischen Etikette. Mit der gleichen Pedanterie reglementierte er auch das Hofleben und verdarb der Königin damit manche harmlose Freude. So durfte z. B. der Walzer, der damals bei der vornehmen Welt in Mode kam, an seinem Hof nicht getanzt werden. Friederike fügte sich in seine Schrullen mit weiblicher Klugheit und liebender Geduld; sich dagegen anzulehnen, lag nicht in ihrer schüchternen Natur. Schlimmer für sie war, daß das nordische Klima auch ihrer Gesundheit schadete. Sie litt während des langen schwedischen Winters viel an rheumatischen Schmerzen.

Es gab aber noch andere Dinge, die ein empfängliches Gemüt ängstigen und ihm den Aufenthalt am schwedischen Hof ungemütlich machen konnten. Die alten nordischen Königschlösser steckten voll

¹⁾ Müller gilt gewöhnlich auch für den Schöpfer des Schwedenpalais. In den Akten des Generallandesarchivs (Bausachen Karlsruhe-Stadt) über den Ausbau der Gegend am alten Vinkenheimer Tor wird als Verfertiger des „Mißes“ aber der Baumeister Wehling (Müllers Unterabnehmer beim Bauamt) genannt. Das Gebäude kam dann in den Besitz des Ministers von Andlau, der es aber später verkaufen mußte.

unheimlicher Erinnerungen aus den blutigen Zeiten der schwedischen Königsgegeschichte, mit denen der Aberglaube den König und seinen Hof in seinem Bann hielt. In dem Schloß Gripsholm am Mälarsee spukte König Erichs düsterer Schatten. Es ist Erich XIV., der Sohn und Nachfolger Gustav Wasas, der aus einem anfangs tüchtigen Herrscher später ein argwöhnischer und finsterner Tyrann wurde. Als der Wahnsinn, der lange in ihm geschlummert hatte, bei ihm ausbrach, brachte er ganze Geschlechter seines verhassten Hochadels unschuldig aufs Schafott und vollzog die Blutbefehle zum Teil mit eigener Hand. (Man wird an jenes Gesicht König Karls XI. erinnert, von dem u. a. auch Fontane im 8. Kapitel seines Romans „Vor dem Sturm“ erzählt.) König Erich wurde schließlich gestürzt und soll nach der Ueberlieferung von seinem eigenen Bruder, König Johann III., als dessen Gefangener zu Gripsholm vergiftet worden sein. Seitdem geht sein Geist hier um und zeigt sich, so oft dem Königshaus ein Unheil droht.

Auch im Jahr 1801 war der Geist König Erichs wieder einmal erschienen. In dieser Zeit waren die Eltern Friederikes zum Besuch ihrer Tochter nach Stockholm gekommen. Am Tag ihrer Heimreise wurde in Gripsholm ein solennes Abschiedsmahl gegeben. In der Nacht meldete sich das Gripsholmer Schloßgespenst. Nachdem die Uhren Mitternacht geschlagen, entstand plötzlich ein Lärm, als ob im Schloß alle Höllengeister losgelassen worden wären, und schreckte die Schloßbewohner aus den Betten. Am nächsten Abend kam die Unglückspost, daß der Reisewagen mit dem Vater Friederikes gestürzt und der Erbprinz an den Folgen der Erschütterung schwer erkrankt sei. Im Lauf des folgenden Tages starb er am Schlag.

Seit dieser Schreckensnacht lastete der Alpdruck der Geisterfurcht auch auf dem Gemüt der Königin. Als sie zwei Jahre darauf mit ihrem Gatten zum Besuch ihrer Angehörigen nach Karlsruhe kam, gehörten Geister- und Gespenstergeschichten zum täglichen Unterhaltungsstoff der Hofgesellschaft. Sie fanden hier ein um so bereitwilligeres Echo, als das Geistersehen damals auch am Karlsruher Hof in Mode gekommen war. Es wurde durch den Einfluß von Jung-Stilling, dessen Schriften über die Geisterkunde bei dem alten Großherzog starken Anklang gefunden hatten und der von ihm bald darauf nach Karlsruhe berufen wurde, noch besonders begünstigt. Auch der alte Hofarzt Dr. Schriemel war ein eifriger Jünger des Geisterglaubens, dem mehrmals die Weiße Frau des Karlsruher Schlosses erschienen war. Natürlich spielte bei der Erzählung solcher Erlebnisse auch das, was sich beim Tod des Erbprinzen in Gripsholm zugezogen hatte, eine große Rolle. Aber niemand konnte ahnen, daß die Königin dort nach Tage erleben sollte, die ihr die Erinnerung an das alte Gespensterschloß noch fürchterlicher machten als die Katastrophe von Arboga.

*

Die Reise König Gustavs scheint ursprünglich einem rein persönlichen Verwandtschaftsbesuch am Karlsruher Hof gegolten zu haben. Indessen fielen gerade in diese Zeit auch politische Ereignisse, die auf Gustav einen entscheidenden, für ihn und sein Land verhängnisvollen Einfluß bekamen. Gustav IV. war als ein leidenschaftlicher Legitimist und Feind der französischen Revolution bekannt. Er kam deshalb in den Verdacht, daß er mit seiner Reise einen politischen Zweck, einen „Kreuzzug“ der europäischen Fürsten zur Wiedereinsetzung der Bourbonen plane. Nun geschah es, daß im Jahr 1804, während seiner Anwesenheit in Karlsruhe und sozusagen unter seinen Augen der junge Herzog von Enghien, ein Verwandter der französischen Königsfamilie, und mit dem badiischen Hof wohl befreundet, wegen einer angeblichen Verschwörung gegen das Leben Bonapartes auf dessen Befehl in Ettenheim verhaftet und nach Frankreich verschleppt wurde. Hier wurde er von einem französischen Kriegsgericht zum Tod verurteilt und zu Vincennes erschossen. Während sich aber die deutschen Regierungen, auch zu Wien und Berlin, über diesen Bruch des Völkerrechts in ein vorsichtiges, diplomatisches Schweigen hüllten und man auch am Karlsruher Hof gute Miene zum bösen Spiel machen mußte, legte König Gustav seiner Entrüstung keinen Zügel an. Er fühlte sich zum Rächer seines unglücklichen Jugendfreundes berufen und schwur Napoleon, mit dem er trotz seines Franzosenhasses bis dahin als dem großen Feldherrngenie eher sympathisiert hatte, Todfeindschaft.)

Als im nächsten Jahr der dritte Koalitionskrieg von England, Oesterreich und Rußland gegen Napoleon ausbrach, finden wir ihn, wie nicht anders zu erwarten, auf der Seite der Alliierten. Gegen alle Vernunft führte er aber auch nach Napoleons Sieg bei Austerlitz und nach der Unterwerfung Preußens den Kampf auf eigene Faust fort. Dadurch verfeindete er sich jetzt auch mit allen übrigen Fürsten, die mit Frankreich Frieden geschlossen hatten. Dem König von Preußen schickte er den Schwarzen Adlerorden zurück, weil ihn auch der „Mörder“ Napoleon erhalten hatte, dem Jaren aus dem gleichen Grunde das Andreas-Kreuz. Dagegen wurde der Bruder Ludwigs XVI., der spätere König Ludwig XVIII., 1807 auf seiner Reise nach England am schwedischen Hof mit allen königlichen Ehren empfangen und stand hier auch bei der Taufe der jüngsten Prinzessin Kate. Nach allen Seiten

*) E. M. Arndt, „Schwedische Geschichte.“ Leipzig 1899. Seite 479.

*) Näheres in der „Politischen Correspondenz Karl Friedrichs“ IV. und V. Band.

hin isoliert, verstrickte sich Gustav schließlich auch noch in einen Krieg mit Rußland und Dänemark, infolge dessen Schweden 1809 Finnland, und damit den letzten Rest seiner einstigen Großmachtstellung an Rußland verlor.

Jetzt brach die Entrüstung des schwedischen Volkes über den König in offene Empörung aus. Man verlangte ein Ende der unsinnigen Politik, die dem Lande so vielen Schaden gebracht hatte. Zu allem Unglück hatte Gustav auch die Armee, der er die Schuld an dem verlorenen Krieg vorwarf, gegen sich aufgebracht. Es kam zu einer Offiziersverschwörung. Gustav wurde gestürzt und sein Oheim Karl zum Reichsverweser ernannt. Damit beginnt auch für die Königin Friederike ihre eigentliche Leidenszeit.

*

Die schwedische Königsfamilie hatte den Winter 1808/09 in dem Lustschloß Haga bei Stockholm zugebracht. Gustav scheint von dem Ernst der Lage keine Ahnung gehabt zu haben. Als er am Morgen des 19. März 1809 — während die Westarmee schon im Anmarsch gegen Stockholm war — in die Stadt zum Ministerrat kam, wurde er von den Offizieren der Garnison verhaftet und als Staatsgefangener nach dem Schloß Drottningholm gebracht. Die Königin mit den Kindern mußte in Haga bleiben. Friederike trug ihr Unglück mit Stolz und Würde. Sie verlangte nur, daß sie ihr Los mit ihrem Gatten teilen dürfe. Nachdem ihr dies gestattet war, fand das Wiedersehen in Gripsholm statt. Hier verbrachten sie den Sommer 1809 unter scharfer militärischer Bewachung. Die Ungewißheit ihres Schicksals machte ihnen diesen „Ort des Grauens und der Gespenster“, wo noch so viele Spuren an das Unglück König Erichs erinnerten, doppelt unheimlich. Gustav fühlte sich seines Lebens nicht sicher: auch sein Vater hatte durch Königsmord geendet.

Im Dezember kam endlich die Entscheidung: König Gustav bekam die Freiheit wieder, mußte aber zugunsten seines Oheims, der als Karls XIII. zum König gewählt wurde, auf den Thron verzichten und Schweden mit seiner Familie auf immer verlassen. Sie wählten die Heimat Friederikes als ihren nächsten Zufluchtsort.

Am 9. Februar 1810 kam die verbannte Königsfamilie bei der Mutter Friederikes, der Markgräfin Amalie, in Bruchsal an. Für Friederike war aber das Maß ihrer Leiden auch jetzt noch nicht erfüllt.

Großherzog Karl Friedrich hatte Gustav das Schloß Meersburg als Wohnsitz angeboten. Dieser schien auch einverstanden. Das Schloß war schon für den Einzug hergerichtet, als sich Gustav plötzlich weigerte, nach Meersburg zu ziehen und statt dessen ohne seine Familie in die Schweiz reiste.

Ueber die Motive seines rätselhaften Verhaltens erfahren wir nichts (was Arndt auf Seite 487 seiner „Schwedischen Geschichte“ über einen ehelichen Zwist sehr intimer Natur andeutet, entzieht sich unserer Kontrolle). Jedenfalls war es einer jener unberechenbaren Stimmungswechsel, wie sie in Gustavs starrköpfigem und empfindlichem Charakter lagen und für die man keinen vernünftigen Grund suchen darf. Friederike war darüber aufs äußerste bestürzt. Sie reiste Gustav sofort nach und bot unter dem Vorwand ihrer Mutter alles auf, um eine Trennung der Familie zu verhindern. Gustav schien auch bereit, einzuliegen. Er stellte aber die Bedingung, daß Friederike mit ihm bei den Herrenhüttern eintreten und sich den puritanischen Lebensregeln der Brüdergemeinde unterwerfen solle. Wegen diese Zumutung sträubte sich Friederike. Sie hatte ihrem Mann in Unglück und Gefahr genug Beweise von der Standhaftigkeit ihrer Liebe gegeben. Der Gedanke, ihn zu verlieren, war ihr schrecklicher als der Verlust des Thrones. Aber schließlich hatte auch ihre Hingebung eine Grenze. Vermutlich hat auch der Einfluß ihrer Mutter mitgewirkt, daß sie diesmal stark blieb. Erbittert über ihren Widerstand drängte Gustav jetzt auf eine gerichtliche Scheidung. Diese erfolgte im Jahr 1812. Damit beginnt für Gustav ein unstetes Wanderleben, während sich Friederike mit den Kindern jetzt dauernd in Karlsruhe niederließ.

*

Anfangs führte Friederike in Karlsruhe ein sehr zurückgezogenes Leben. Durch ihr Unglück verschüchtert und durch den Abfall ihres Gatten auch in ihrem weiblichen Stolz getroffen, schonte sie sich, in der Dessenlichkeit zu erscheinen. Ihr Bruder, der Großherzog Karl, hatte ihr das Schloßchen Scheibenhards als Asyl überlassen. Hier lebte sie eine Zeitlang, auf die Unterstützung des Hofes angewiesen, im engen Kreise ihrer Angehörigen und der wenigen Betreuen, die ihr in die Verbannung gefolgt waren.

Die Eindrücke der nächsten Jahre halfen ihr indes bald über ihre trübe Stimmung hinweg. Der Sturz Napoleons zeigte ihr den Wechsel alles menschlichen Glücks auch bei andern. Dazu kam das Wiedersehen mit ihren Schwestern, vor allem mit der Zarin Elisabeth, als diese mit ihrem Gatten auf seinem Siegeszug nach Frankreich 1813 und 1814 in der Heimat ankehrte. Friederike erschien jetzt wieder in der Welt, nahm an den Hoffesten teil. Der glänzende Kreis, der sich damals im Besolge der fremden Fürstlichkeiten in Karlsruhe, Bruchsal und Baden-Baden zusammenfand, ließ es der schönen Frau, die durch den Nimbus des unverfälschten Unglücks um so interessanter erschien, an Guldungen nicht fehlen. Zwar wurden ihre Erwartungen, daß ihr

Schwager Alexander I. sich für die Thronfolge ihres Sohnes einsetzen werde, enttäuscht; doch übernahm der Zar auf ihre Bitten die Vormundschaft über ihre Kinder. Uebrigens erfuhr sie damals, daß auch in der Ehe ihrer Schwester Elisabeth nicht alles Gold war, was glänzte und daß diese unter dem äußeren Stolz als Gemahlin des vielumschwärmten Siegers ihren geheimenummer über die zunehmende Stühle ihres wankelmütigen Gatten verbergen mußte.

Inzwischen hatte sich auch Friederike's äußere Lebenslage gebessert. Der schwedische Staat hatte der vertriebenen Königsfamilie eine stattliche Abfindungssumme für die verlorne Einkünfte, Güter und Schlösser angeboten. Gustav hatte sich aber aus gekränktem Stolz geweigert, etwas davon anzunehmen. Dadurch kam die ganze Summe seiner Gemahlin zugute. Sie konnte jetzt daran denken, wieder einen kleinen Hof zu halten. Zu diesem Zweck kaufte sie sich in Karlsruhe ein eigenes Haus; es ist das 1767 von dem Hofrat Preusschen erbaute Palais: das Schwedenpalais, wie es jetzt nach seiner neuen Herrin seinen historischen Namen erhalten hat.

Wir haben von dem Schwedenpalais und dem Leben darin eine ausführliche Schilderung von der Hand einer Hofdame der Friederike, einem Fräulein von Scharnhorst, deren Memoiren 1856 unter dem Titel „Abnigin Friederike von Schweden“ anonym erschienen sind. Das Bild, das sie von dem Hauswesen der Exkönigin gibt, hält nach dem damaligen bescheidenen Lebensstil etwa die Mitte zwischen einem vornehmen Adelshaus und einer fürstlichen Hofhaltung. Die Königin bewohnte für sich selbst das Hauptgeschloß — die „Beletage“ — ihres Palais. Hier bestanden ihre Wohnung aus sieben Zimmern: einem Salon mit rotseidenen Tapeten und Möbelstücken, in dem nebst einigen Vitrinen mit Nippfachen auch ihr Flügel stand und dessen Wände mit den Bildnissen ihrer Mutter und Geschwister geschmückt waren; ein Empfangszimmer in gelber Seide mit einem weißen Marmorstein, wo sie im geselligen Kreis ihre Abende zubrachte; einem zweiten, größeren Salon, dessen Prachtstück eine mit farbigen Bögen und Blumen dekorierte, echte chinesische Tapete, ein Geschenk der ostindischen Kompagnie, war; einem Schlafzimmer, einem Schreibzimmer und einem Schlaf- und Toilettenzimmer. Alle diese Räume mußten wir uns „passend, aber ohne Luxus“ in dem Stil und Geschmack des herrschenden Empire vorstellen.

Ihr Sohn, der Prinz Gustav, bewohnte das Erdgeschloß; die drei Prinzessinnen mit ihrer Gouvernante hatten ihre Zimmer im oberen Stockwerk.

An der Spitze des kleinen Hofes, dessen Leben sich in diesen Räumen abspielte, stand als Oberhofmeister der Freiherr Otto Magnus von Muntz, ein geborener Finnländer, der schon in Stockholm Hofmarschall gewesen, seiner Herrin nach Karlsruhe gefolgt war und jetzt den Haushalt der Exkönigin in guter Ordnung hielt. Friederike's Tochter, die Großherzogin Sophie, hat später dem Andenken des treuen Mannes ein kleines Bronze-Epitaph gestiftet, das sich an der Außenmauer der alten Karlsruher Friedhofkapelle befindet. Das eigentliche Hauspersonal, Kammerfrauen, Lakaien, Kutsher usw. setzte sich aus Deutschen, Schweden und Franzosen zusammen. Eine wichtige Rolle spielte auch die französische Gouvernante, eine Schweizerin, Mademoiselle Duvoisin; war das Französische doch damals noch die Brief- und Konversationsprache aller höheren Kreise in Deutschland, in der selbst die nächsten Verwandten untereinander verkehrten.

Ein Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in der Residenz ist das Schwedenpalais nicht gewesen. Dazu hatte Friederike weder die Mittel noch auch die persönliche Veranlagung. Ein tieferes Verhältnis zur Kunst betätigte sie in der Ausübung ihres musikalischen Talents. Die Hauptaufgabe ihres Lebens bildete jetzt aber die Erziehung ihrer Kinder. Den Unterricht leitete der alte Geheimrat Karl Friedrich Rind, der schon Friederike's

Lehrer gewesen war; die militärische Ausbildung des Sohnes, in dem Friederike noch immer den berechtigten Erben des schwedischen Thrones sah, der Oberst von Lassolaye. Ein häufiger Gast des Hauses war auch Jung-Stilling, ihr „Seelenarzt“, der seit 1806 in Karlsruhe lebte und in der benachbarten Waldstraße in ihrer nächsten Nähe wohnte.

Auf Jung-Stilling's Empfehlung trat 1814 der Baron de Polier-Bernard, ein französischer Schweizer, als Hofmeister des Prinzen Gustav in Friederike's Dienst. De Polier war ein gewandter und vielgereister Weltmann, auch literarisch hochgebildet, ein Freund der Frau von Staël, die er häufig auf ihrem Landsitz in Coppet besuchte. Durch ihn kam jetzt auch ein regeres geistiges Leben in das Haus. Eine Reise an den Genfer See und nach Genua, die Friederike in seiner Begleitung unternahm, war einer der hellsten Lichtblicke ihres späteren Lebens. Daß der feine und lebenswürdige Aristokrat und die schöne, noch immer jugendliche Frau einander auch menschlich mehr waren als Herrin und Diener, liegt nahe, wenn auch die Memoiren von Fräulein von Scharnhorst davon nichts verraten. Gegen den Prinzen Gustav war de Polier ein nachsichtiger — nur allzu nachsichtiger — Erzieher. Unter Frauen aufgewachsen und von diesen wie von seinem Hofmeister gleichmäßig verhätschelt, hätte er, wie sein späteres Leben beweist, wohl einer festeren Hand bedurft.

*

Friederike selbst hatte sich allmählich mit ihrem Schicksal ausgesöhnt. Sie fand den inneren Frieden und die stille, durch die Resignation gebämpfte Heiterkeit ihres Gemüts wieder. Das Andenken ihres Mannes hielt sie den Kindern gegenüber stets in Ehren. Dabei lebte sie aber in einer ständigen Angst, ihr Sohn könne ihr eines Tages vom Vater geraubt werden, weshalb es auch de Polier an der nötigen Wachsamkeit nicht fehlen ließ.

Im übrigen stieß ihr Leben jetzt ohne außerordentliche Schicksalswendungen in dem allgemeinen, in jedem Menschenleben wiederkehrenden Wechsel von Freud und Leid dahin. Unter den freudigen Ereignissen war 1819 die Heirat ihrer Tochter Sophie mit dem Markgrafen Leopold, dem späteren Großherzog von Baden, das wichtigste. In den schmerzlichen Erlebnissen gehörte der frühe Tod ihrer Geschwister: 1818 starb ihr Bruder, Großherzog Karl, der ihr besonders nah gestanden hatte; 1823 ihre älteste Schwester Amalie; 1826 auch die Kaiserin Elisabeth, ein Jahr nach dem Tod ihres Gatten.

Damals trug aber auch Friederike selbst schon den Keim einer tödlichen Krankheit in sich. Es war dieselbe, an der auch ihr Bruder gestorben war: die Brustwassersucht als Folge eines Herzleidens. Als sie im September 1826 im Süden Heilung suchen wollte, ereilte sie in Lausanne der Tod. Sie war erst 45 Jahre alt. Ihre Leiche wurde zuerst nach Karlsruhe gebracht und hier im Schwedenpalais aufgebahrt. Dann wurde sie nach Forzheim übergeführt und hier in der Familiengruft in der Schloßkirche beigesetzt.

*

Ihren Mann hat Friederike seit ihrer Scheidung nicht mehr gesehen. Dieser hatte inzwischen unter verschiedenen Namen, bald als „Oberst Gustav-John“, bald als „Graf Gottorp“ ein abenteuerliches, in einem halb freiwilligen Elend verkommenes Wanderleben geführt. Bei den Herrenhütern war er nicht eingetreten. Dagegen hatte er eine Zeitlang in allem Ernst vorgehabt, eine Pilgerfahrt nach Palästina zu unternehmen. Seine Irrfahrten hatten ihn auch mehrere Male nach Karlsruhe geführt. Er hatte es aber in seinem verblissenen Trost geübeln vermieden, mit Friederike zusammenzutreffen. Er überlebte diese noch zehn Jahre und starb, von der Welt allmählich vergessen, 1837, in einem Wirtshaus zu St. Gallen.

Hans Thoma und die Künstlernote

Ein Brief. Mitgeteilt von A. von Schneider.

In einer Zeit, in der die gesamte deutsche Künstlerschaft unter der gegenwärtigen wirtschaftlichen Depression schwer zu leiden hat, liegt es nahe, sich daran zu erinnern, daß auch der größte badische Künstler jüngster Vergangenheit, Hans Thoma, einen bornenvollen Weg gehen mußte, bis ihm der endgültige Erfolg beschieden war. Thoma, der von Hause aus ohne jede Existenzmittel mit einem Stipendium seine künstlerische Laufbahn begann, sollte die Not mit all ihrer bitteren Entfaltung schon sehr bald nach seiner Karlsruher Kunstschulzeit erfahren. Dadurch, daß er nur seiner eigenen künstlerischen Ueberzeugung folgte, verstimnte er das konservative Karlsruher Publikum, das nicht daran dachte, ihm eines seiner Bilder abzunehmen. So sah er sich im Januar 1870 gezwungen, in einer Eingabe an die Großherzogliche Hofkammer den Ankauf eines seiner Werke, die im Kunstverein ausgestellt waren (einer „Frühlingslandschaft“ und einer „Landschaft mit einem Einsiedler“) zum Preise von 800 und 400 fl. zu erbitten. Gleichzeitig verwandte sich Professor Theodor Diez in einem Schreiben an dieselbe Behörde für den jungen Künstler, indem er ausführte, daß seine „ursprünglich schöne und ungewöhnliche Begabung das verführerische Paris auf einen Weg in der Kunst gebracht habe, der in München von stärkeren Talenten nicht ohne Glück beireten wird, aber aber hier

weder von verwandten Geistern beleuchtet noch verstanden werde.“ Mit dieser Empfehlung und seinem eigenen Gesuch gab sich aber der junge Thoma noch nicht zufrieden, sondern verfaßte wenige Tage später ein zweites Schreiben mehr informativem Inhalts an den derzeitigen Hofkammerdirektor. Und dieses Dokument, das im Generallandesarchiv aufbewahrt ist (Zutendanz der Großherzoglichen Hofdomänen, Kunstsammlungen) scheint mir wert zu sein, wieder ins Gedächtnis gerufen zu werden, weil sich in ihm der 31jährige Hans Thoma in geradezu klassischer und allgemein gültiger Weise über das Wesen echter Kunst und ihre Ziele ausspricht. Es lautet:

Hochgeehrter Herr Hofkammerdirektor!

Obwohl ich weiß, daß ich in der Angelegenheit, wegen der ich vor einiger Zeit bei Ihnen war, den Bilderverkauf durch Seine Königliche Hoheit den Großherzog zum Zwecke einer Unterstützung für mich betreffend, an den Professor Fürsprecher habe, so kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen privatim über meine Lage und Stellung zu den hiesigen Kunstbestrebungen selbst etwas Näheres mitzuteilen.

Entschuldigen Sie diese meine Freiheit, aber ich halte es für notwendig, daß Sie über mich und meine Verhältnisse zuerst klar

werden, ehe ich Sie um Ihre Fürsprache bei Seiner Königl. Hoheit bitte, besonders aus dem Grunde, weil meine Malerei seit einem Jahre recht heftig angegriffen wurde und dem Geschmacke des hiesigen Publikums durchaus nicht zusagt. —

Dies könnte leicht als ein Zeichen gelten, als ob ich nicht genug Talent zum Künstler hätte oder als ob ich in der letzten Zeit in meinen Arbeiten zurückgekommen sei. Vielleicht haben Sie auch von meinem Eigensinne, den ich den Einflüssen der Herren Professoren gegenüber zeigen soll, gehört. — Um Sie über dieses einigermaßen aufzuklären, muß ich mir erlauben, Ihre Geduld etwas länger, als es wohl schicklich ist, in Anspruch zu nehmen.

Ich betrachte die Kunst als den Ausdruck von dem, was der Mensch empfindet, und da ich es durch die Malerei thun will, so ist es seit der Zeit, daß ich erkenne, was die Kunst ist, mein einziges Bestreben, das zum richtigen Ausdruck zu bringen, was ich in der Natur geschaut und empfunden habe. — Zugleich wurde es mir klar, daß ich hierbei nicht länger mehr dem Gange einer Schule oder eines Meisters folgen dürfe, weil dadurch wohl etwas allgemein Nichtiges und Verständliches entstehen kann, aber immer etwas Neuperliches, von dem jeder, dessen Streben nach ächter Kunst wahr ist, sich früher oder später lossagen muß. — Nur die selbstgefundene Ausdrucksweise kann die sein, in der der Künstler das ganze Zeugnis seines Geistes niederlegen kann, wo jedes seiner Werke nicht mehr von angelehnten Neuperlichkeiten zusammengesetzt wird, sondern zur harmonischen Nothwendigkeit wird. — Dies ist es was ich suche und was mir kein Lehrer lehren kann, was ich aber stets lebhaft empfinde, wenn ich die größten Werke der Kunst sehe. Dieses ist mein Streben, dem ich jede andre Rücksicht opfert und dies der Grund, warum meine Arbeiten anders aussehen, als man es gewöhnt ist, und deshalb von Wenigen nur verstanden werden.

Bei diesem Streben vergaß ich leider die Anforderungen der Lebensverhältnisse und kam von Düsseldorf, wo ich neben heftigen Angriffen auch viele Anerkennung gefunden hatte, hierher, da ich hoffte, in der Heimath wenigstens so viel zu finden, bis ich durch anhaltendes Arbeiten mir Erfolg errungen hätte; — ich habe mich getäuscht und bei meiner gänzlichen Mittellosigkeit von Hanse aus bin ich in der äußersten Noth.

Es ist nun fast zur Nothwendigkeit für mich geworden, von hier fort zu können, auch ist dies ganz die Meinung und der

Wunsch der hiesigen Herren Professoren; in einer größeren Kunststadt, wo bereits ähnliche Bestrebungen wie die meinigen zur Anerkennung gelangt sind, stehe ich nicht so fremd wie hier und darf dort eher hoffen, mir neben dem Streben nach Kunstwahrheit eine Existenz zu verschaffen; auch werden die Einflüsse von verwandten Bestrebungen mich sehr fördern, besonders würden jetzt, da ich einen gewissen Punkt von Selbstständigkeit erreicht habe, größere Kunstsammlungen meinen Blick freier und mein Streben klarer machen.

Paris oder München wären mir vorderhand am liebsten. Nach allem diesem, Hochgeehrter Herr, erlaube ich mir, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß ich zum Ankauf wohl gerne ein Bild für eine geringere Summe angeboten hätte, aber eine kleinere Summe würde meine Verhältnisse nicht bessern, weil ich dann gezwungen wäre, hier zu bleiben, so bliebe doch alles im Alten. — Um meine Gläubiger einigermaßen zu befriedigen, brauche ich wenigstens 200 fl., mit dem Uebrigen könnte ich dann fort.

Ich würde es nicht gewagt haben, diesen Schritt zu thun und die Güte Seiner Königl. Hoheit durch den Ankauf eines Bildes wiederholt in Anspruch zu nehmen, wenn ich nicht der festen Zuversicht wäre, daß die mir gewährten Mittel nur dazu beitragen werden, mich meiner künstlerischen Vollendung früher entgegen zu führen, die der fortdauernde Druck der Verhältnisse nur aufhalten und am Ende wohl gar verkümmern würde, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß ich das mir geschenkte Vertrauen einstens rechtfertigen kann und mit Recht den Namen Künstler tragen werde.

Indem ich Sie nochmals um Ihre gütige Fürsprache und vielleicht Anführung einiger meiner Gründe aus diesem Schreiben bei Seiner Königl. Hoheit dem Großherzog bitte, bin ich mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster
(gez.) Hans Thoma.

Carlsruhe am 19. Januar 1870.

Der Ankauf wurde leider nicht getätigt. Trotzdem gelang es Thoma noch im Herbst desselben Jahres nach München überzusiedeln, wo sein Schaffen durch den anregenden Freundeskreis und das Studium der Kunstschätze der alten Pinakothek neuen Antriebs und stärkste Vertiefung erhielt.

Henne Fath-Kaiser / Gedichte

Heimat.

Die Berge rücken eng und schroff zusammen.
Im Grund nur eine schmale Mulde bleibt,
In der das Wildgewässer schwagt und reißt,
Und arme Wasen in den Stein sich klammern.

Gerade hier bohrt sich das Städtlein fest
Und atmet wohlthig, windgeschützt und warm,
So wie im Winkel zwischen Brust und Arm
Das Kind sich bettet in der Mutter Nest.

Die kleinen Häuser kriechen zäh entlang
Dem Flusse und der Straße, lange Reihn.
In jede Bergfalt schlüpfen sie hinein
Und klettern mühsam hoch an jedem Gang.

Im Waldgespinst, das um die Berge zieht,
Da nistet gern der Regenvogel ein,
Fängt sich ein Wetter in dem schmalen Schrein,
Dröhnt wie zum Weltgericht des Donners Kampfeslied.

Entseh ich aber des Erinnerns Schacht,
Das Bild der Heimat, süße Sehnsuchtslast,
Wie strahlt es da in goldnem Sonnenglast,
Im nie getrübbtem, funkelt, gleißt und lacht.

Vorfrühling.

Vom Schmelzschnee müssen alle Bäche überfließen,
Wie Augen, die in bitterer Qual versteint,
Wenn Hoffnung leis in ihre Tiefen scheint,
In sanften Tränen wohlthig sich ergießen.

Die Bäume behnen ihre häßliche Gestalt,
Ihr nackt Gerippe lustvoll in den Föhn,
Der von den südlich angewärmten Höhen
Sich auf sie wirft mit prahlender Gewalt.

Und aller Matten bräunliches Verwesen,
Streckt weit sich aus, dem warmen Licht entgegen,
Das aus zerrissenen, fahlen Wolkenhegen
Herniederrieselt zum Entstarrn, Genesen.

Gewalt der Lösung und Gewalt der Zeugung!
Ein Drängen, Wachsen, ungehädig Gären!
Die Sonne hilft, gewalt'ge Ammenmutter,
Der Erde Lenz, den Erstling zu gebären!

Saat.

Der Bauer sät den Samen.
Die Sperlingschwärme kamen
Und folgen seiner Spur.
Er zucht die Aefeln nur.

Nicht die Erkenntnis wehrt
Ihm allzurastiges Hasien,
Doch die Erfahrung lehrt
Geduld, Gewährenlassen.

Wo Reichtum Fülle schafft,
Da nährt sich auch das Kleine.
Im Licht der edlen Kraft,
Sonnt gern sich das Gemeine.

Es schwellt um jede Tat
Von Fehlern und Gebrechen.
Zur Zeit der reifen Mahd
Wird Gott das Urtheil sprechen.

Der Brunnen.

Der Brunnen rauscht und eilt und drängt hinaus,
Und wirft den klaren Strahl ins mo'ge Becken,
Um das, aus grünen Rasens seidigem Bett,
Die Margeriten ihre Köpfelein recken.

Der Brunnen strömt aus nie erschöpfter Fülle.
Sein Wesen ist ein unbesorgt Verschütten.
Ihn kümmerst nicht, ob er ein Kindlein leht,
Ob sich die Ochsen aus dem Troge tranken.

Abend.

Es war der Tag ein lauterer Verschwinden,
Ein gnadenreiches Lieben voller Glanz.
Das Tal empfing aus seinen Strahlenhänden
Den bräunlich heißen, weißen Sommerkranz.

Jetzt fährt der Abend ihn hinweg vom Werke,
Vom süßen Spiel im bathgefühlten Grund.
Und abschiednehmend, da er geht zu Berge,
Liebkost noch jeden Gang sein Sonnenmund.

Ein letzter Kuß umfängt der Höhe Scheitel,
Darum der Wald wie üppig Haar sich bauscht.
Müd fühlt der Tag: Wie ist so fern und eitel,
Was doch wie Ewigkeit durchs Blut gerauscht.

Da quellen seine Tränen und versprühen
Als Sternentropfen in Unendlichkeit.
Ein Trostsymboll, daß hinter dem Vergäßen
Der Ausgang steht und volle Ewigkeit.